

Susanna Herber, die Ehefeindin

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **194 (1915)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Susanna Herber, die Ehefeindin.

Original-Erzählung von Franz Odermatt.

I.

Susanna Herber ging mit festem Tritt über den dunklen Hausgang hinweg, stieg die steile Treppe empor und öffnete die Stube. Das Echo ihrer Schritte rief noch unten im fest ummauerten und gewölbten Gang nach ihr. Susanna legte ihr abgenütztes Gebetbuch auf den Tisch, aber eine Weile blieb ihre starke Hand noch darauf ruhen, während ihr hoch erhobener Kopf spähend irgend einen Gedanken verarbeitete. Zwei rasche Schritte und sie stand am Fenster. Es war ein Maitag. Die Erde blühte herrlich jung und frisch. Die Berge schlossen aus dem Winterwams und schmückten sich.

Susanna Herber aber empfand heute keine Freude an der schönen Erde. Ernst und groß, von schlanker Gestalt, reichte sie bis zur Decke der Stube, die in Holz getäfelert war und aus einer breiten Front von Fenstern Licht empfing.

Susanna Herber aber trug schwarze Kleider und sie hingen an ihrer knochigen Gestalt wie an einem Gestell von starken Brettern. Die kurze und weite Jacke knöpfte sie langsam auf, indeß sie den Mund fortwährend bewegte. Und endlich sagte sie laut: „Unser Sechse sind es heute gewesen. Ich habe mich geschämt vor dem Pfarrer.“ — Sie schwang die Arme dazu wie zu einem Flugversuche. Im nächsten Augenblicke hielt sie die Jacke in einer Hand und sagte weiter vor sich hin: „Die selig verstorbene Gunde hat es nicht verdient, daß nur sechs ihrer Schwestern im Jungfrauenkranz mit ihr zum Grabe gehen. Die Alten sterben; die Jungen wollen heiraten. Sie tun, als ob's nachher verboten würde. Die Narren! Ich bin keine Stunde reuig gewesen, daß ich nicht geheiratet habe.“

Susanna Herber biß plötzlich die Lippen fest zusammen. Mit zwei Fingern zupfte sie ein Haar von ihrem Trauergewand, das zugleich und nun schon seit zehn Jahren ihr bestes Kleid war.

Endlich öffnete sie eine Wandschranktüre, um die Jacke zu versorgen. Die weißen kurzen Ärmel des Hemdes leuchteten. Ueber diesem trug sie nur ein graues leinenes Leibchen, das ihre Brust eng umschloß und das Herbe, Geizige ihrer Gestalt offenbar werden ließ.

Mit einer einzigen raschen Bewegung hängte sie ihr Sonntagsgewand an den Nagel und schloß in die starke graue Werktagjacke hinein. Die Haken über der glatten Brust schloß sie, indeß sie nach der Küche hinüberschritt.

Nach einer Stunde trappten abermals schwere Schritte über den Hausgang her und die Treppe hinauf. Es war Susannas Bruder, Maria. Sie erkannte ihn am langsamen Gang und rief ihm spitzig entgegen: „Komme ich heute nicht mehr, so komme ich morgen.“

Maria setzte sich an den Tisch mit dem Hut auf dem Kopfe. Susanna brachte die Suppe in einer Schüssel, die mit zwei Tellern gedeckt war. Oben

lagen zwei Löffel. Maria nahm den Hut vom Kopfe, und Bruder und Schwester bekreuzten sich. Maria schaute, während er betete, starr vor sich hin und bewegte die Lippen nicht. Susannas Mund aber schlug rasch und mit leisem Geflapper auf und nieder. Dann schöpften sie die Suppe. Kein Wort fiel. Als Maria den Teller leer hatte, schaute er auf. Und nach einer Weile fragte er schüchtern:

„Bist du droben gewesen?“

„Wo droben?“

„Oh, du weißt doch... Wir haben davon geredet, gestern abend. Die Ruh sollte fort... Es deucht mich, sie nehme alle Tage ab.“

„Gehe du um den Handel aus.“

„Ich — so lange ich weiß, seit zehn Jahren hast du alles geleitet und regiert. Und vorher hat es die Mutter selig gemacht. Als sie starb, hat sie dir aufgetragen: Schau zu dem Maria. Hilf ihm nach. — Und immer hast du mit den Leuten geredet, wenn etwas in Haus und Hof zu ordnen war.“

Susanna schaute den Bruder an. Sie meinte, das sei die längste Rede, die sie je von ihm vernommen habe. „Ja“ und „Nein“ waren seine Worte und: „Gehe du Susanna.“ Sie nahm sich vor, am Nachmittag dem Metzger die Ruh feilzubieten. In ihrer Enttäuschung und der eigensinnigen Verachtung, welche sie für die Menschen empfand, fühlte sie die Last, die sie mit dem Gang zum Schlächter dem Bruder abnahm. Sie beneidete ihn um sein menschenscheues Wesen. Sie dachte daran, daß sie ein Opfer bringe, indem sie den nötigen Verkehr mit den Nachbarn aufrecht erhalte. Gott wird sie dafür im Himmel belohnen.

„Und jetzt haben wir die gute Gunde begraben,“ sagte Susanna nach einer Weile.

Der Bruder schaute nicht auf, als er antwortete: „Gott tröste ihre Seele!“

„Und mit der Seraphina Jung bin ich von der Seelengedächtnis nach Hause gegangen,“ rief Susanna rasch und laut über den Tisch hin.

Maria rührte mit dem Löffel in der Suppe und murzte: „So mit der Seraphina.“

„Ja mit der. Sie ist eine nahe Verwandte von der Gunde. Dieser ihr Großvater war ein Bruders Sohn von der Seraphina ihrem Großvaters Vater. Eben darum hatte ich gehofft, sie werde in unserem Verein die Lücke ausfüllen, die durch Gundes Tod entstanden ist. Aber nein und abermal nein!“

„Was sagte sie?“ fragte Maria und schaute die Schwester an, den Löffelstiel hielt er mit der breiten Faust umklammert.

„Jedenfalls hat sie nicht gesagt, was sie gedacht hat. Sie denkt an die Männer; der Ehe- und Wehestand liegt ihr im Sinn. Ein Narr wie die andern! Jedesmal wenn der Pfarrer eine Hochzeit verkündet, ist mir, ich müsse Hochzeiter und Hochzeiterin ein Taschentuch schenken, halt gut zum Tränenabwischen.“

„Hat die Seraphina einen Schatz?“
„Ja woher nehmen und nicht stehlen! Die wird noch lange warten.“

„Wenn sie einen will, wird sie wohl einen bekommen.“

„Wer wollte solch ein Esel sein! — Wenn's du wärest.“

Maria antwortete nicht mehr. Sein Kopf war rot. Susanna trug das Eßgeschirr hinaus. In der Küche war eine kühlere Luft, ihre Aufregung legte sich und es wurde ihr leid, daß sie dem Bruder mit harten, lieblosen Worten weh getan hatte. Sie ward sich der Schmähung bewußt, legte die Hände zusammen und bat Gott um Verzeihung für die Sünde. Und dann dachte sie, wie sie mit dem Bruder, der nun 30 Jahre alt war, fünfzehn Jahre lang allein im Hause in Friede und Eintracht gelebt habe. Und nie hatte er daran gedacht, eine Frau ins Haus zu bringen, wo sie Alleinherrscherin war. Gewiß nicht.

Als sie wieder in die Stube kam, wollte sie das lieblose Wort mit Liebe austilgen. Sie sagte: „Also gehe ich am Nachmittag zum Metzger Hannes. Du meinst, 18 Napoleon solle er für die Kuh bezahlen. Ist es nicht doch zu wenig? Es ist ein tolles Tier, dem niemand das Alter ansieht.“

„Handle wie du meinst,“ sagte der Bruder zufrieden. Aber es war doch ein fester Klang in seiner Stimme, ein Ton, den Susanna nie gehört und der ihr nicht lieb war. Ihre grauen Augen prüften den Bruder argwöhnisch. Als die Mutter starb, war er ein bleiches, stilles Büblein. Wie hatte er sich doch verändert zu einem nervigen, starken schönen Mann! Diese Wahrnehmung machte sie böse. Sie packte die leeren Geschirre zusammen, trug sie in die Küche, und als sie dort fertig geworden war, begab sie sich gleich zum Metzger. Der hatte die Kuh schon vor einigen Tagen besichtigt, hatte aber den Preis zu hoch gefunden. Susanna wußte nun die Vorzüge des Teres so zu rühmen, daß er endlich lächelnd auf den Preis zusagte, den die Jungfrau verlangte. Susanna war mit dem Handel zufrieden. Während die Jungfer heimzu schritt, dachte sie noch an das Geschäft. Sie hatte dem Schlächter haarscharf vorgerechnet, wie viel Geld er aus Fleisch und Haut und Unschlitt lösen werde. Und sie redete laut vor sich hin: „sieben mal sechs ist zweiundvierzig, vermehrt mit zehn ist vierhundert und zwanzig, gleich einundzwanzig Napoleon.“

Da stand sie plötzlich vor dem Pfarrer. Der sagte mit seiner schweren Stimme: „Susa — ana!“

Sie errötete und legte ihre Hand in die des Pfarrers. Dabei schaute sie wie eine reuige Sünderin zu Boden.

Um dem Vorwurf, den sie gewärtig war, zu begegnen, ging sie gleich zum Angriff über.

„Herr Pfarrer! Hat es Euch nicht geschmerzt heute. Die liebe Gunde tot. Ich und die Trine Stäger sind bald die Einzigen.“

„Wer heiraten kann, geht in die Ehe. Wer den Beruf hat, kann größeres wirken. Ich will niemand tadeln, so heilig die Jungfrauschaft ist.“

„So . . . muß ich solches von Euch hören. Ehen zusammengeben und taufen, das müchtet Ihr. Aber

Ihr denkt nicht an das viele Glend, die Not und die Tränen aus armseligen Heiraten. Ihr müßt sie nicht tragen. Seid ein Mannenvolk und glaubt auch, wie alle Eures Geschlechtes, eher, daß der Bach ob-sich laufe, als an Eure Eigenheiten und Launen, über die sich manches arme einsältige Weib abmühen muß.“

Der Pfarrer schluckte seine Meinung tapfer hinunter; er konnte das, denn er mußte sich in seinem geistlichen Amte oft darin üben. Darüber lächelte er die Susanna so freundlich an, daß ihr die heftige Rede gleich bitter reuig wurde. Und ein Gedanke fuhr ihr plötzlich wie ein Stich ins Herz: Wußte er etwas und lächelte darum mit so verzeihender milder Güte? Es war vor zwanzig Jahren; der Herr war damals noch nicht in dieser Gemeinde. Sie zählte zwanzig Jahre und sah einen Mann gern, aber er heiratete eine andere. Von diesem Tage an eiferte sie für den Bund der Jungfrauen. Aber immer noch lag jene Enttäuschung auf ihr und lähmte sie, wenn sie mit den im stillen Kämmerlein gefaßten Grund-sätzen unter ihre Genossinnen trat.

Am diesem Abend, als das Geschwisterpaar zu Nacht gegessen, Maria den Bericht der Schwester über den gut abgeschlossenen Kuhhandel vernommen und sich auf der Ofenbank zurechtgelegt hatte, nahm Susanna das Amtsblatt zur Hand. Der Briefträger hatte die Zeitung während ihrer Abwesenheit gebracht. Sie hatte nicht eher Zeit gehabt, die Neuigkeiten zu lesen. Nun aber begann sie laut: „Cheverkündigungen! . . . Welche Zottlete. Es wird nicht verboten, so lange das Mannenvolk regiert! Und die Baumgarten Köji? Sieht sie es denn nicht ein, was ihrer wartet, alle Jahre ein Kleines und bald einmal Sorge und Armut brandschwarz im Hause.“

Es waren mehrere Hochzeitspaare verkündigt. An jedem hatte Susanna etwas auszufegen, kein Bräutigam fand Gnade vor ihr. Der Halter war ein Luftibuz; der Krämer ein Faulenzer; Siegfried Stark ein armer Schlucker; Fritz Leicht meinte, eine Familie zu gründen brauche es nicht mehr als zwei Löffel. Oder dann war „Sie“ eine Hoffahrtsgans. Maria warf zuweilen eine kurze Bemerkung zwischen ihre harten Worte hinein, wie: „Sie müssen es haben. Und sie werden es leichter tragen als du meinst.“

Susanna legte das Amtsblatt hinweg. Bruder und Schwester wünschten sich gute Nacht und gingen in ihre Zimmer. Sie hatte ihre Kammer neben der Stube; Maria schlief im obern Stocke des großen, öden Hauses, just über dem Zimmer der Schwester. Es deuchte sie, daß es lange unruhig sei über ihr. Die Bettstatt knarrte. Aber es fehlte ihm doch nichts, er war doch gesund, der Bruder!

II.

Im Hause Herber blieb alles wie es schon lange gewesen war. Susanna hatte bei der Seraphine Jung noch einmal angeklopft und wieder ein entschiedenes Nein zur Antwort erhalten. Ihre Ehefeindschaft war dadurch aufs neue gestachelt worden. Ihr ganzes Wesen befand sich in Kriegerbereitschaft gegen die Ehe. Jedesmal, wenn ein Gedanke sie daran erinnerte, plakte sie mit ihrem Geschütz los. Sie nahm jeden Samstag abend das Amtsblatt zur Hand

und zerkauste vor dem Bruder die Eheauskündigungen. Aber immer mehr fand sie bei ihm Widerspruch. Sie wußte nicht, woher ihm diese Gedanken kamen; ernst gemeint waren sie nicht, gewiß nicht, eher dächte er an den Tod. Und manchmal schaute sie ihn mit ihren scharfen grauen Augen lange an. Aber sie sah den Bruder, wie sie ihn immer gekannt hatte: in dem starken, runden Kopf war nichts Verstecktes. Eher wäre er imstande, durch eine Wand zu rennen. Maria Herber hatte große stille braune Augen; weiches und glänzenddunkles Haar legte sich wie eine Welle um die Stirne und die Schläfe. Die Ohren schauten fürwitzig aus dem buschigen Versteck heraus. Wenn er redete, sprach aus seinen Worten eine geduckte Schüchternheit. Susanna fand, er sei jetzt noch besser und herzlicher zu ihr, als früher, und beuge sich in vielen Dingen williger unter ihr festeres Auftreten. Sie wußte keinen Namen für das Verhältnis zwischen ihm und ihr, aber sie empfand es wie ein warmes Wehen um sich, und fühlte sich wohl und zufrieden in ihrem Reiche. Nur sein Widerspruch gegen ihre Ehekritik reizte sie. Es kam vor, daß sie ihm „Narr“ an den Kopf warf. Aber im Ernst dachte sie nie von ihm, daß er selbst Heiratsgedanken hätte.

In dieser Zeit kam einst zu Mittag die Seraphina Jung zum Hause hergesprungen. Sie war erhitzt, hatte ein rotes Gesicht und sprach hastig: „Um tausend Gotteswillen gebt mir ein paar Äpfel, mit vier oder fünfzehn bin ich schon zufrieden. Das kranke Kind der Bethi hat eine große Glust nach sauren Äpfeln. Und wer möchte einem armen Kind, das nicht mehr lange zu leben hat, nicht den Willen erfüllen! Aber wenn ich bei euch die Äpfel nicht bekomme, ich wüßte nirgends anderswo solche. Jetzt im Juni sind sie rar.“

„Wohl wohl, die müßt Ihr haben,“ sagte Maria, stand auf und ging in den Keller. Susanna schaute ihm nach. Dann fragte sie: „Helst Ihr aus bei der Bethi?“

„Sie muß doch jemand haben, die arme Frau. Sie reibt sich auf mit der Pflege des kranken Kindes und der drei gefundenen, die sie noch hat. Da gehe ich

jeden Tag ein paar Stunden hinüber. Die letzte Nacht wachte ich bei dem kranken Mädchen. Und im Fieber sprach's noch von den roten Äpfeln.“

„Ist nicht eine grausame Armut bei der Bethi?“ fragte Susanna.

„Vor der darf man, wenn man helfen will, nicht erschrecken. Sonst wird sie noch größer,“ erwiderte Seraphina rasch.

Da trat der Maria in die Stube. Er brachte die Äpfel mit, die er in der langen blauen Blouse wie in einer Schürze trug. Er ging auf Seraphina zu; sie hob das gestreifte kattunene Schürzlein an den Enden empor und Maria legte die Äpfel in die Höhlung hinein. Er schaute verwirrt auf die Arbeit seiner Hände und nie auf das Mädchen. Als aber eine von den gelben glänzenden Reinetten aus der Schürze herausrollte, und Seraphine, um den Apfel zu erfassen, sich rasch vorneigte, berührte ihre Stirne die des Maria. Er schlug den Kopf empor, die Stirne brannte ihm. Nur die Augen blickten scheu herum und schienen von dem Brande nichts zu wissen.

„Ich danke Euch im Namen des armen Kindes,“ sagte Seraphina. Und gleich darauf war sie zur Türe hinaus.

Es war ein Regentag. Maria setzte sich ans Fenster und schaute, wie der Nebel sich dichter um den Berg wand. Susanna spann. Plötzlich hielt sie das Rad an und sagte: „Wie sie das kann, bei der Bethi auszuhelfen, wo die Kinder den ganzen Tag lang schreien und zu essen begehren, während alle Schränke leer sind. Als die Bethi heiratete, konnte jedermann mit der Sicherheit von zweimal zwei gleich vier ausrechnen, daß das dumme männernärrische Ding in einigen Jahren in die bitterste Armut gerate.“

Susanna dachte an jene Zeit. Sie hatte es der Bethi vorhergesagt, und nun freute sie sich über die Erfüllung ihrer Prophezeiung. Nein, sie hatte keine Pflicht, Kinderweinen zu stillen, Brot zu schneiden, Eis auf Fieberstirnen zu legen. Sie diente Gott dem Herrn mit Gebet, Abtötung, Nächstenliebe, und betete viel. Darüber war sie beruhigt. Abtötung? Auch darin wird sie vor dem Herrgott gerechtfertigt er-



scheinen. Sie trug ein rauhes Hemd, von selbstgesponnenem Garn gewoben, ihr bestes Kleid war zehn Jahre alt und kein unnütziges Band zierte es. — Die Nächstenliebe? ... Sie betete doch jeden Tag für den Nächsten, fügte keinem ein Leid zu... Gegen den Unverstand der Leute, gegen Hoffahrt, Genußsucht, Laster redete sie scharf und schonte niemand, wie es ihre Pflicht war. Was die Leute Unglück, Schicksalsschlag oder mit dergleichen Namen mehr benannten, war Strafe Gottes. Daß sie gegen Gott ein Wort des Tadelns oder der Klage hätte: von dieser Sünde wußte sie sich frei! —

Ihr Leben ging den Weg der Tugend. Sie sagte es ohne Vorbehalt. Dann aber kehrten die Zweifel erst bei ihr ein. Susanna fühlte sich plötzlich klein werden und sah neben der Seraphina andere Forderungen auf dem Weg des Lebens. Bisher war die Jungfer Herber mit langen Schritten dahingegangen und hatte nicht vor sich her und nicht zurückgeschaut. Das Unglück kannte sie nicht anders als Selbstverschulden; das Glück als Fügung. Jetzt sah sie Arme, Lahme und Presthafte am Wege, die nach Hülfe verlangten und sie konnte nicht mehr mit der Entschuldigung vorübergehen: Selbst verschuldet — selbst getragen!

Die Tage waren nimmer so ruhig und friedfertig. Nein, nicht der Bruder. Er war gut wie er immer war und sein mußte. Das Feindliche war noch in der Ferne und bloß durch eine Witterung zu erkennen. Susanna wollte sie mit allen Kräften verschrecken. In den bohrenden Zweifeln, ob ihre Nächstenliebe die rechte sei, begann sie auf die Seraphina Jung zu schimpfen und es gelang ihr oft, das Mädchen erniedrigt zu sehen, sich selber aber umgeben vom Glanze christlicher Tugend. In manchen Stunden konnte sie sich aber mit aller Anstrengung nicht in diese Glorie hineindenken. Und das andere Bild war vor ihr, auf dem die Seraphina hoch über ihr stand. Dann trat sie fester auf den Fußtritt des Spinnrades, die Spuhle schnurrte und fraß den glänzenden Flachs in ungleich dicken Fäden in sich hinein.

Susanna hatte ihr Spinnrad ans Fenster gestellt und niemand ging auf der nicht fernen Straße vorüber, den sie nicht gesehen hätte. Aber was hatte ihr Bruder Maria heute? Er stand wie eine Vogelscheuche in der Matte, stützte die Arme auf sein Werkgerät und schaut die blaue Luft an. Seit einer Viertelstunde steht er da. Susanne wollte endlich wissen, nach welchen Vögeln er die Augen wende. Sie öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. Allein sie sah nichts Verdächtiges. Sie sah auch nichts Schönes in der schönen Welt. Beruhigt und doch voll bissiger Härte sagte sie zu sich: „Die Berge stehen noch am alten Ort.“

Aber dort an der Halde, unter dem Waldsaum, wohin der Maria gaffte, sah sie ein Weib Wäsche aufhängen. Wer mochte es sein? Einerlei wer... Aber nein: dort herum wohnte die Bethi, das arme Weib. Möglich, daß Seraphina Jung Bethis Kindern die Windeln gewaschen hat. Aber ihr Bruder, der Maria, mußte den Verstand verloren haben, wenn er... Der Gedanke brachte ihr Blut in Wal-

lungen, ein heißer Zorn stieg aus ihrem Innern empor, und als sie ihm irgendwie Ausdruck geben wollte, fand sie kein Wort, nichts in ihrer Seele, als wieder der Bruder. „Maria“ rief sie laut, während ihre Blicke die Gestalt des Bruders mit einer Art mütterlicher Sorge und Wärme umfaßten. Und sie erschrock mit ihm, als sie sah, wie er zusammenzuckte und verschüchtert und geduckt die Arbeit wieder aufnahm.

Dennoch schwebte ihr in den nächsten Tagen das Bild des auf dem Felde in ein fernes Schauen versunkenen Bruders öfters vor. Dann war auch die Seraphina Jung irgendwo in der Nähe. Allein Susanna kämpfte tapfer den Verdacht nieder, als bestehe zwischen Maria und dem Mädchen ein zusammenhängender Gedanke, ein Wunsch, ein Verlangen. Ihr Bruder hatte keine Wünsche. Sie redete mit doppelten Zungen gegen den Verdacht. Es konnte nicht sein. Nein, nein!

Aber in der Nacht sah Susanna im Traume ihren Bruder mit einer Frau am Arme in die Stube treten. Sein Glück leuchtete milde aus seiner Schüchternheit heraus. Die Frau aber trat dreist herein und wie die Herrin auf; hinter ihr her kam dienendes Volk und brachte der jungen Frau Brautschatz. Sie stellten die alten Möbel unsanft zur Seite, um den neuen Platz zu machen. Susanna dachte: „So wird es bald auch dir ergehen.“ Eine blinde Wut erfaßte sie, sie fuhr mit ihren starken Fingern der jungen Frau ins Gesicht. Auf jede Wange zeichnete sie mit ihren scharfen Nägeln drei blutige Striemen. Die Frau schrie auf und Susanna erwachte.

III.

Susanna dachte noch an den folgenden Tagen an den schweren Traum. Weil es ein Traum war, durfte sie daran denken. Wirklichkeit ward das Gesicht nie, aber, — gesetzt der Fall, das Unmögliche träte ein: sie, Susanna, würde die leibhaftige Frau nicht anders empfangen, als die geträumte.

Sie sah nun immer mehr Gespenster und sah sie in jeder Ehe. Vor Kinderweinen fürchtete sie sich. Wenn sie zu und von der Kirche ging und des Huob Walzen Kinder sah den Straßendünger in ihren Karren sammeln, schwenkte sie, die Augen abgewandt, an den äußersten Rand der Straße hinaus. Um so eifriger ward sie nun, dem Verein der Jungfrauen Glieder zu werben. Sie dachte nie daran, ob der Eifer, den sie in ihrem Herzen heilig nannte, der Liebe zur Jungfräuschaft oder der Abneigung gegen die Ehehaft entstieg. Als aber der Pfarrer eines Tages, da sie eine Kandidatin anmeldete, mit mildem Lächeln sagte: „Susanna, ich meine, das ist dir die Hauptsache, wieder Eine der Ehe abwendig gemacht zu haben. Die Neue, glaube ich, bleibt nicht lange im Verein.“

Susanna ging mit rotem Kopf hinaus. Sie hatte eine Belobigung erwartet. Die Zurechtweisung empfand sie ungerecht. Sie trotzte gegen das milde Wort.

Noch daheim rumorte in ihr der Widerspruch. Im Dorfe war heute eine Festlichkeit. Es kamen schon Bummler durch die Straße, während das Geschwisterpaar schweigend zu Mittag aß. Unter ihnen bedurfte es keiner Aussprache, weder Susanna noch Maria

waren je einmal zu einem Feste gegangen. Heute aber, was war in Maria gefahren? Dann und wann blickte er scharf auf, nach der Straße hinüber, auf der schon ganze Schaaren Volkes wanderten. Und jetzt kam ein Wagen, mit Lannreis ausge schlagen, mit roten Fähnchen; es ward eine lustige Musik gemacht... Marie ließ den Löffel fallen und ging zum Fenster...

Außer sich rief Susanna: „Also, gaffe du den Narren nach, wenn du davon satt wirst. Ich esse ruhig weiter.“

Da kam Maria wie ein gescholtenees Kind an den Tisch zurück und nahm den Löffel schweigend wieder zur Hand.

Susanna betrachtete ihn. Ihre Schelte waren ihm zu Herzen gegangen, das freute sie. Aber daß sie seiner guten, langsamen Seele wehe getan, das schmerzte sie auch.

Eines Sonntags gingen sie, Susanna und ihr Bruder, neben einander zur Kirche. Maria trug die weite Wollkleidung, zu der Susanna das Zeug gesponnen hatte. Das aus diesen Fäden gewobene Tuch war schwer und steif, so daß die Hosen allein zu stehen vermocht hätten. Hinter dem Geschwisterpaar kamen einige junge Bur schen des Weges und einer machte die überlaute Bemerkung: „Der Maria steckt in seinem Gewand wie ein Vär in seinem Fell.“

„Ich wette, der so wichtig tut, hat nicht fünf Bagen Geld im Sack,“ meinte Susanna zu ihrem Bruder. Maria kehrte sich nicht an dem Spott; er lief wie an einer Schnur gradaus weiter. Wenige Schritte vor ihm her ging ein Mädchen — die Seraphina Jung. — Sie trug ein einfaches helles Kleid, ei, wie war das schön an der schlanken, biegsamen Gestalt! — Seraphina ging vor seinen Blicken her, füllte seine Gedanken aus, machte sein Blut heiß, reizte ihn zu süßen, verschämten Vorstellungen. Auch in der Kirche blieben sie ihm. Einmal, plötzlich, während der Predigt des Pfarrers glitt ein Lächeln über den schweren Bauernkopf.

Nach dem Gottesdienste geriet Maria vor der Kirche in ein Gewimmel von Leuten. Dabei verlor er seine Schwester und die Seraphina Jung aus den Augen. So ging er allein nach Hause. Er schaute dann und

wann zurück, und endlich erblickte er eine Frau, die eben so rasch ausschritt wie die Susanna. Aber, es war — ja war's sie wirklich? — die Seraphina Jung. Er blieb stehen.

„Du wartest auf die Susanna?“ fragte das Mädchen.

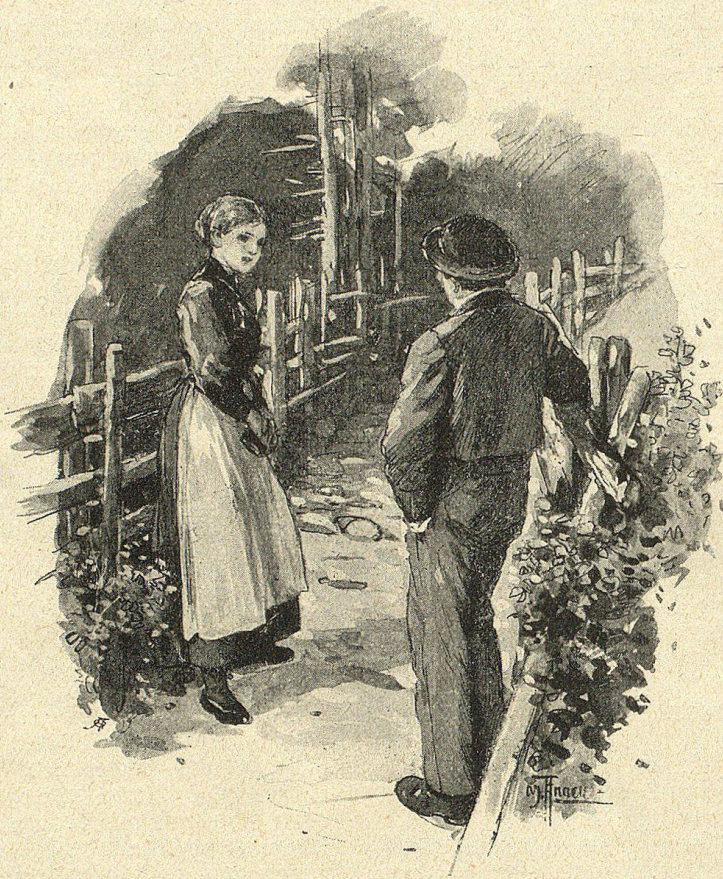
„Nein,“ antwortete Maria und wurde rot, wäh rend über das hübsche kleine Gesichtlein des Mädchens ein schelmisch süßes Lächeln huschte und wieder ver schwand.

Es hatte Maria völlig ins Herz hineingeleuchtet und nun, da es fort war, suchte er in allen Winkeln seines Erinnerens nach Resten des verschwundenen schönen Bildes. Ein verschämtes, ruhelos vorwitziges Verlangen, dieses heimlich süße Lächeln wieder zu sehen, nur einmal noch, saß als aufregender Kitzel in seinen Nerven. In diesem Verlangen ging er neben der Seraphine her; sie wußte bald ein munteres Blandern ins Werk zu bringen, und als sie zum Kreuzweg gekommen waren, wo Marias und Seraphinens Wege auseinander gingen, blieben beide noch stehen, Maria neben dem Hag der Straße, mit einer Hand sich am Pfahle festhaltend, horchte und wartete er und schaute wieder und

wieder das schöne Mädchen verschämt und verwundert an.

Plötzlich stand seine Schwester neben ihm. „Komm du mit mir,“ befahl sie barsch und schritt voran. Maria, der Bruder, folgte ihr wie ein wohlgezogener Hund.

An diesem Tage faulenzte Maria in der Stube zwischen Tisch und dem harten Kanapee. Das Amtsblatt der letzten Woche nahm er zum zweiten Mal aus der Schublade hervor und las die Eheverkündigungen. Drei Paare waren ihm bekannt; die Bur schen waren jünger als er, der eine sogar fünf Jahre. Maria maß sich mit den jungen Hochzeitem, maß sein Heimen mit ihrem Gewerbe, wog sich selber als Mensch mit den glücklichen Kameraden. Er stand über ihnen, er konnte einer Frau mehr bieten als jene. Aber diese rechnerisch gewonnene Sicherheit hielt nicht stand vor dem größern Glück und dem rasch zugreifenden Lebensmut der andern. Maria



fühlte sich unglücklich, steuerlos umhergetrieben, dem heiß geschauten Ziele fern. Maria warf das Amtsblatt von sich. Er deutete sich der Ärmste.

Draußen schien die Sonne und Frühling war im Lande. Maria wollte die Sonne und das Blühen nicht sehen. Morgen, wenn er auf dem Felde arbeitete, sah er das alles wieder und empfand keine Freude darüber in seiner mutlosen Seele.

Er schlief unruhig, erst gegen morgen umfieng ihn ein fester Schlaf. Susanna hatte die Uhr fünf Uhr schlagen gehört. Um diese Zeit stand Maria auf, das Vieh im Stall zu hüten. Nun war es noch still im Zimmer des Bruders. Als die Uhr halb sechs schlug, rief sie: „Maria.“ Die Bettstatt knirschte. Maria erhob sich. Angekleidet war er bald. Schon schritt er über den Hausgang hinweg zur Türe. Der Riegel knarrte. Und jetzt — über die Treppe hinabschreiten mußte sie ihn hören. In den schweren Holzschuhen. Susanna horchte gespannt auf dieses Geräusch; nur auf dieses. Während sie also mit ihren Sinnen beim Bruder außerhalb des Hauses war, trat dieser plötzlich in ihre Kammer, ein weißes Bündelchen auf den Armen.

„Maria,“ schrie sie erschrocken.

„Schau da, Susanna. Das fand ich vor der Türe. Gott Lob daß es heller Tag war, bei Nacht hätte ich über das Kleine hinwegschreiten müssen.“

„Ein Kind?“

„Ja, aber lärme nicht so laut. Es schläft.“ Er legte das in grobes, blaugestreiftes Leinen eingewickelte Bündelchen auf Susannas Bett; die Schwester war im Augenblicke aufgesprungen und kleidete sich unter lauten Selbstgesprächen an. Maria stand bei dem Kinde. Susanna aber sagte, sie wolle gleich auf die Polizei, die Untat anzeigen und zum Pfarrer, daß er den Wurm taufe.

„Hegt Ihr irgend einen Verdacht, Jungfer,“ fragte der Untersuchungsrichter.

Susanna sagte bestimmt: „Ja. Auf die Seraphina Jung.“

„Auf welche Tatsachen gründet sich dieser Verdacht?“ fragte der Richter weiter.

„Es ist mir im Herzen, diese und keine andere sei die Mutter.“

„Gefühle sind für den Richter keine Weise, Jungfer Susanna,“ wandte der Herr scharf ein.

Susanna Herber kam entrüstet in ihr Haus zurück. Es war ihr Unbill widerfahren. Der Richter wollte ihre innere Ueberzeugung nicht würdigen, und der Pfarrer hatte ihr zugemutet, dem unehelichen Kinde Patin zu sein. „Nein und abermals nein,“ hatte sie gerufen. Und nein sagte sie wieder in ihrer Kammer, in der das Kleine schlafend lag. Susanna ging an ihm vorbei, sie wollte es nicht sehen.

Alein, ein Schloß ließ sie sich nicht an ihre Lippen hängen! Was sie dachte, durfte sie auch ungehört sagen. Sie, Susanna Herber, wußte sich einig mit Gott, so brauchte sie die Menschen nicht zu fürchten, und sie erzählte laut auf der Gasse:

„Ich wette hundert gegen eins: die Seraphina Jung ist die Mutter.“

„Man kann sich irren. An die Seraphina glaube ich wirklich nicht. Aber für die Lina Rot freilich möchte ich nicht bürgen,“ sagte ihr die Nachbarin, Jost Rainers Magd.

„Eine Hand dürfte ich für ihre Unschuld ins Feuer legen,“ tat Susanna entrüstet. Die Lina war nämlich einig in ihrem Urteil über die Männer. Vor einigen Wochen hatte sie mit der Susanna in das gleiche Lied eingestimmt: „Kein Mann, und wäre er mit Gold und Silber behängt!“

Indessen ward die Lina vor den Richter gerufen. Als es wieder geschah — des Richters Haustüre ward jetzt beständig von spähenden Blicken bewacht — wurde im Dorfe davon gesprochen. Susanna wehrte mit lautem und auffälligem Eifer jeden Verdacht



von der Lina ab. Und als es hieß, sie habe alles gestanden, rief sie, Susanna: „Sucht einen andern Narren; mir hängt ihr den Bären nicht an!“

Doch mußte sie daran glauben. Das Gerede der Leute traf sie wie ein Hagelwetter; vernichtete, zerschlug ihre Saaten. Sie lief ins Haus, verbarg sich vor dem Hagel. Einige Tage ging sie nicht mehr auf die Straße und zur Kirche. Am nächsten Sonntag mußte ihr eine stille Messe in der Frühe des Morgens genügen. Bevor der Tag hell geworden, schlüpfte der verschüchterte Vogel wieder unter sein Dach im Hause des Bruders. Dieser aber wartete, zum Sonntag angekleidet, daß die Schwester mit ihm zur Kirche komme. Die Glocken läuteten. Susanna gewahrte des Bruders Harren und rief ihm zu: „Suche einmal den Weg allein zur Kirche.“

IV.

In diesen Tagen, da Susanna Herber ihr Leben innert den vier Wänden des Hauses zubrachte, schien ihr alles, was sie sah und hörte, feindlich. Sie schlief nicht, und tags hatte sie ein leises Säuseln in den Ohren, das ihr ein sicheres Echo des Klatsches war, der im Dorfe über sie umherging. Sie wußte auch wie geklatscht wurde. „Die Susanna Herber ist reingefallen. Schad' ist es um die verbissene Ehefeindin nicht.“

Sie stand am Fenster und sah die Leute straßauf und abgehen. Hob einer den Kopf und schaute zum Hause empor, erriet sie gleich seine, des Vorübergehenden, Gedanken: „Da wohnt jetzt die, welche die brave Seraphina Jung in die schlimme Suppe der Lina Roth tunken wollte.“ — In ihrem Leben, in all den 45 Jahren, hatte Susanna nie so oft und eindringlich bei sich Einkleber gehalten. Dabei ward ihr Wesen innerlicher und freier. Sie schalt sich aus, zankte mit sich selber. Oft schien ihr etwas unwahr, sie selber oder das Erlebte. Aus der Stimmung, wie sie selbst zu sich war, gab sie den Gedanken anderer Menschen über sie eine Gestalt. Die „Esel“ und die „Narren“ waren in dieser Gesellschaft zahlreich.

Manchmal kamen die Klatschreden ihrer Freundin und Genossinnen wie eine Wasserflut auf Susanna zu. Sie hatte keine Wehr. Dann wurde ihr Fuß, der das Spinnrad trat, plötzlich still, die Hände hingen an dem Faden, den sie eben gesponnen hatte, und mit scharf gespannten Sinnen schaute und horchte sie aus sich heraus, den fernem sich um sie beschäftigten Dingen entgegen.

Eines Abends im Dämmerlicht zwischen Tag und Nacht war sie wieder so in ihre Vorstellungen eingesponnen. Sie hörte Maria in die Stube treten und sich zur Feierabendruh auf das alte harte Kanapee hinter dem Tisch niederlassen. Allein er hatte sich nicht gut gebettet, herstete bald laut auf, wälzte sich von der linken auf die rechte Seite, erhob sich wieder, dann verhielt er sich einen Augenblick lang stille. An Susanna ging das ungeduldige Lusten und Bersten, die Stille und alles langsam vorüber, sie ließen ihr keine Gedanken an den Bruder zurück. Aber jetzt hörte sie ein Wort ganz deutlich: „Die Seraphina Jung.“

Susanna wandte ihr Gesicht dem Bruder zu, der sich erhoben hatte, die Arme über einander kreuzte und den Kopf darüber hing.

„Was hast du gesagt, Maria?“

„Gesagt? — Nur für mich etwas,“ gab er zur Antwort, mit einer zögernden, verharzten Stimme.

Susanna ging zu ihm herüber. Er blieb sitzen, während die hohe eckige Gestalt der Schwester fordernd neben ihm stand.

„Der Pfarrer hat mir ein Brieflein geschickt,“ begann Susanna, „er wolle mir schreiben, wenn ich nicht mehr in die Kirche und zu ihm komme, und wolle mir einen Rat geben, den ich nicht von der Hand weisen solle.“ Maria war verwundert, Susanna hatte ihm nie viel von sich erzählt, er schaute die Schwester fragend an und sah das weiße Papier des Briefes zerfrittet, aufgerollt, zwischen ihren knöchigen Fingern glänzen. Dann erzählte sie weiter:

„Wenn auch die Unschuld der Seraphina Jung bewiesen sei, so hätte ich ihr, meint der Pfarrer, doch schwer Unrecht getan. Ich sei ihr eine Abbitte schuldig. Ich soll's unter vier Augen tun, dann sei's abgetan. Wenn aber die Seraphina zum Richter liefe, gäb's zu dem ersten noch einen zweiten Skandal.“

Susanna sah mit ihren großen, grauen Augen den Bruder an, der unter diesem Blick langsam den Kopf vom breiten Postament der Schultern und des Nackens emporhob. In seinem Blick war der Ausdruck eines durstigen Erwartens.

„Soll ich gehen?“ fragte die Schwester.

„Ja — wenn's der Pfarrer sagt.“

„Was der Pfarrer meint, weiß ich. Was ratest du mir?“

„Daß du gehen sollst.“

Sie sprachen nicht weiter darüber, und in der Stube ward die Dunkelheit dichter. Maria bewegte sich nicht auf dem Kanapee, aber plötzlich hörte man seine Stimme wie den Klang einer Glocke in der Nacht, und das eine Wort: „Seraphina.“

Die fröhlichen Augen und das Lächeln des geliebten Mädchens schwebte im Klange ihres Namens in der dunklen, stillen Stube.

Susanna drehte das Spinnrad an und zupfte am mildhaarigen Flach. Nein, es ging nicht. Sie mußte heute festere Dinge unter den Händen haben. „Abbitten! Und wenn's der Pfarrer sagt, ich tu's nicht. Es ist eine verkehrte Welt. Die Braven kommen in's Unglück, und erhöht wird, wer's nicht verdient. Aber ich helfe nicht mit.“

„Die Seraphina verdient aber, daß ihre Unschuld an Tag kam,“ gab Maria schüchtern zurück. Aber jedes Wort war der Susanna scharf in die Sinne geflungen. Eine Weile dachte sie darüber nach und grübelte Gift daraus. Und dann schossen ihr plötzlich Tränen in die Augen und sie rief: „So begrabt mich, wenn ich nichts mehr sagen soll und jede meiner Meinungen wie Schnee zerrinnt.“

An diesem Abend sprachen die Geschwister kein Wort mehr zusammen.

Susanna konnte nicht schlafen. Im Kirchthurm schlug die Stunde. Sie zählte. Zehn Schläge. Es sollte später sein.... Schlägt's noch einmal? Nein,

aber die Türe war behutsam ins Schloß gedrückt worden, in der Stube schlürfende Schritte... „Wer da?“ rief die Jungfer.

„Niemand als ich, der Maria.“

„Wo kommst du her?“

„Es regt mich auf, der Mondschein. D'rum bin ich noch eine Weile ausgegangen.“

„Gute Nacht.“

Maria kam bis zur Türe von Susannas Kammer. Wenn sie doch wüßte, wie es in seiner Seele brannte. Still und schleichend war er hinausgegangen bis vor ihr Haus und hatte nach dem erhellten Fenster ihrer Stube emporgespäht und gedacht: „Trittst ein; trittst nicht ein.“ Da ward aber das Licht gelöscht und der einsame Späher in eine trostlose unendliche Finsternis gestoßen.

„Morgen gehst doch hinüber und sagst ihr's,“ bat der Bruder.

„hm, will noch darüber schlafen.“

Am folgende Tage machte sich Susanna gleich morgens auf den Weg. Sie ging am Stalle vorbei und sagte dem Bruder, der dort eine Arbeit machte: „Also gehe ich.“ — „Ja, es ist recht,“ antwortete er und schaute ihr nach. Lange verharrte er in der Stellung, wie er die frohe Botschaft erhielt: „Also gehe ich.“ Er hatte eben die „Sterni“ gemolken und den Eimer voll schäumender Milch in der Hand. Da ging die Schwester dahin. Was brachte sie ihm zurück? Sie wußte doch, sie sagte es ihr, der Seraphina, daß er sie liebte und gern zur Frau hätte! Sollte er der Schwester rufen und ihr den Auftrag geben? — „Su... saana!“ Aber die Stimme, aus heißem Blut emporgeflogen, aber gezügelt von seinem zaghaften, furchtsam schüchternen Wesen erreichte die Schwester nicht mehr.

Die Jungfer Susanna ging fest auf ihr Ziel los, wie sie eben gewohnt war, jede Arbeit fest anzupacken. Es war für sie ein leidiger Handel, aber von Nüchternheit und Reue spürte sie kein Fünkchen. Als aber das Haus vor ihr stand, ward's ihr schwerer. Mußte es sein, daß sie sich so erniedrigte? Da stand sie am Gartentpfortlein. Das Herz klopfte ihr. Drüben ging die Türe auf. Ein junger schlanker blonder Kerl schritt heraus und pfiß froh ein Liedlein. Mit der sichern Fritsche und dem Reichtum seiner Jugend ging er an der Jungfrau vorüber... Susanna schritt an dem Hause, wo sie eintreten wollte, vorbei, auf Umwegen heimzu.

„Und wie war der Bescheid?“ fragte Maria rasch.

„Ich brachte es nicht über mich,“ gestand die Schwester.

„Du...“ Maria war freideweiß geworden und stand mit hängenden Armen vor ihr.

„Was ist dir,“ rief sie erschreckt.

„Susanna! du mußt Frieden machen. Wenn du wüßtest, wie's mir ist.“ Jetzt schlugen alle Feuer aus ihm heraus und die Augen redeten, was der Mund verschließen mußte. — „Jesús! Sei doch zufrieden, daß du nicht Weib und Kind hast. — Ich kann dich nicht mehr lesen, Maria. Und früher war's doch so leicht. Dir zulieb will ich's doch machen,“ sagte die Jungfer, von des Bruders seltsamem Wesen gerührt. Eine jaftige Gile kam auf einmal über sie. „Dem

Bruder zulieb nehme ich noch einmal den Weg unter die Füße,“ dachte sie. „Und springe dem Teufel gleich auf den Grind.“

Es war ihr, der Winter drohe ihren Garten einzuschneien, und sie habe noch den Kohl und die Rüben und die Blumen im Reif stehen.

Es war noch früh am Tage, als sie in das Haus trat, wo die Seraphina mit ihren Eltern und Geschwistern wohnte. Die Familie war zahlreich. Die jüngern Geschwister gingen noch zur Schule. Ein Bruder war erwachsen, der schlank schöne Mensch, der gestern der Susanna Angst machte.

„Grüß Euch, Jungfer. Seid eine Seltene bei uns. Willkommen,“ sagte die Mutter.

Susanna wurden gleich alle Waffen und scharfen Vorsätze entwunden. Sie konnte sich in dieser Luft heimeliger Häuslichkeit nicht aus und wußte nicht, was beginnen.

„Seraphina, weißt du, wo mein Geographiebuch steckt?“ rief der kleine Bruder und zerrte an Schwester's Schürze.

„Den Kopf verlierstest du, wäre er nicht fest angewachsen,“ scherzte das Mädchen. Der große Bruder kam mit einer blutenden Hand von der Arbeit. Ein Holzpflöcker hatte ihn verwundet. Seraphina legte ihm einen Verband an. Der Bruder aber, in fröhlicher, neckischer Laune, konnte nicht stillhalten, bis die Seraphina, die eine Weile das Spiel lächelnd mitmachte, ernst wurde und rief: „Halte still, großer Lappi.“

Susanna schlug die schöne Heimeligkeit dieses Familienlebens wie eine warme Welle entgegen. Sie setzte sich zur Mutter heran, die eine Flickarbeit vor sich hatte; dabei aber sah sie, Susanna, der Seraphina bei jedem Schritt nach. Sie hatte ihres Zieles vergessen. Und ihre Gedanken und Vorstellungen befanden sich bald wieder daheim in ihrer Stube. Aber die Seraphina ging dort auf und ab, ihr Bruder, der Maria, kam mit einem glücklichen, sonnigen Gesichte und nun begann zwischen ihm und dem Mädchen die fröhliche, verliebte Neckerei. Ihr Bruder war aber anders geworden. Leichteres Blut hatte er erhalten, Sonne in den Augen. So gefiel er ihr.

Da kam es wie das Leuchten eines Blickes über sie: War er in das Mädchen verliebt? „Behüt der liebe Herrgott ihn und mich davor!“

Nein — der Gedanke war so aus ihrer raschen Art hervorgeschossen. So übel getan wär's am End' doch nicht, wenn es sein Begehrt ist und er in der Ehe mit ihr sein Glück zu finden meinte.

„Die zwei,“ sagte die Mutter, „hängen einander an, der Lorenz und die Seraphina. Er ist wirklich ein großer Lappi, der Bub, aber ein guter.“

Die Mutter hatte einen hellen Schein der Zufriedenheit auf dem Gesichte.

„Wie manchen Bub habt Ihr?“

„Fünf.“

„Jesús Maria,“ rief die Susanna, „geben die eine Arbeit und Sorge. Ich habe einen einzigen Bruder, und muß immer hinter ihm her sein, sonst...“

„Probiert und laßt ihn auf eigenen Füßen gehen. Er ist alt genug,“ sagte die Frau. Seraphina war hinausgegangen.

„Er hat das nie gelernt,“ erwiderte Susanna rasch.
„Eine Frau würde ihn lehren.“

„Ja, eine Frau. Früher habe ich gemeint, wenn der Maria eine Frau ins Haus brächte, käme der Teufel mit ihr. Aber ich fange an, mit andern Augen über die Dinge des Lebens hinwegzusehen. Wenn mein Vater und meine Mutter nicht zusammengekommen wären, lebte ich auch nicht, und mein Bruder nicht.“

Seraphine trat in die Stube und setzte sich an den Tisch neben die Mutter zu einer Näharbeit.

„Er hat ein hübsches eigenes Heim, der Bruder.“

„Und trüge eine Frau auf den Händen. Aber ich müßte sie für ihn suchen. So ist er, schlichtern, ich wette, wenn ich ihn schickte, er ginge; vor dem Mädchen aber bliebe er mit rotem Kopfe stehen und brächte kein Wort hervor. So einer war auch sein Vater selig, hat die Mutter gesagt. Drum meinte sie, soll ich den Bruder führen.“

„Und war ein guter Mann, nur zu früh ist er gestorben,“ meinte Frau Jung.

Seraphina hob Faden und Nadel nahe zum Auge empor, sie mußte scharf einsehen, den Faden durch die winzige Oeffnung zu ziehen. Der erste Versuch war mißlungen, sie wurde rot und nahm die Arbeit noch näher vor's Gesicht.

Susanna sah in dem braunen Haar des Mädchens die Sonne, hinter der weißen Haut der Stirne das Blut in warmen Glutern schimmern. Es kam ihr in Sinn, wie eines Abends Maria aus stillen Gedanken heraus laut den Namen des Mädchens aussprach. Und sie dachte weiter an die Gährung in seinem Innern, an das geheime Verlangen und Wünschen, aus denen dieser Name aufstieg. Alles, alles verstand sie jetzt. Und sie begann wieder: „Es ist natürlich, daß ich für ihn rede, auch wenn es um eine Frau geht. Ich glaube, er käme allein nicht dazu. Ich hielt ihn eben immer am Bündel und habe oft für ihn gehandelt um Sachen, die Männer angehen. Und ich will's nun weiter tun, bis ihn eine Frau zum Manne macht. Die Seraphine, eure Tochter, die gefällt ihm. Auch mir wäre das die rechte.“

Frau Jung schaute ihre Tochter an, die das rote Köpfchen tief über das Nähzeug beugte. Endlich sagte Seraphina mit einer stillen, glücklichen Beängstigung:

„Jungfer Susanna, bis jetzt wußte der Bruder nichts anders als alles das gut und wohlgetan zu befinden, was Ihr ihm zeiget. Er ist lange ein großes Kind geblieben, das an der ältern Schwester Hand ging. Männer, die spät selbstständig werden, bleiben nur umso stärker und dauerhafter. Zu seiner Frau muß er ganz allein den Weg finden und nur sich selber folgen.“

„Ich habe ihm nie Eine gerühmt; nein, nein, auch Euch nicht. Und wenn er's glaubte... Ich meinte immer, es wäre ihm wohl bei mir. Aber nein, ich werde alt und kann ihm nicht so viel sein, wie eine junge Frau, die ihn aufheitert. Ich habe ihm gewiß nur zu lange Schatten gemacht. Jetzt gehe ich aus dem Wege.“

Aber noch etwas Gutes, recht viel Gutes, wollte sie für ihn tun, ehe sie ging. Susanna ward ernsthaft erschreckt von einem schweren Schuldgefühl, das sie wieder gut machen mußte. Alles trieb sie an, mit vollen Segeln auf das neue Ziel loszufahren.

„Seraphina, versprecht mir: Ihr sagt nicht nein, wenn der Maria fragen kommt,“ bat die Chefeindin eindringlich.

Das Mädchen barg das verschämt-glücklich lächelnde Gesicht in ihr Nähzeug. Das Herz klopfte ihr. Sie suchte nach einer Antwort, die züchtig, bescheiden wäre. Der Sturm ihres Glücks riß ihr aus der Sehnsucht nach dem im stillen geliebten Mann das Wort heraus: „Wann, wann kommt er?“

Als Susanna nach einer Stunde heimkehrte, war in ihr das Gefühl, sie habe ein großes Werk vollbracht. Und dieses Empfinden hob sie fast von der Erde empor. Sie legte sich schon alles zurecht, wie es werden sollte: ihr genügte ein Zimmer im zweiten Stock; das junge Paar sollte ganz allein schalten und walten im Hause und sich lieb haben — immer lieb haben.

